

Die Handweberei

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **252 (1973)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-376086>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schule so viel schaffen mußte, um sein Brot zu verdienen. An diesem Tage nahmen wir ihn in die Mitte und fragten, weshalb er denn nicht singen wollte und ob ihn der Lehrer darum bestraft habe.

Jakob sagte lange nichts. Er schob uns beiseite, als wolle er ausreißen. Aber dann blieb er doch. Wir ließen ihm keine Ruhe, denn die grausame, aufgestachelte Neugier wollte befriedigt sein. Ein so großer Bub, der sonst nie Anlaß zu Aufsehen gab, mußte doch einen Grund haben, plötzlich zu rebellieren.

«Es ist doch ein schönes Lied», sagten wir, «und du kannst es auswendig. Und den Stimmbruch hast du schon gehabt. Du bist ein ganz gefehlter Bub, wenn du etwas so Schönes nicht singen willst. Gelt, der Lehrer hat es dir gezeigt, du—»

Jakob stand mitten auf der Straße still. In seinem großen, verschlossenen Gesichte lag eine Traurigkeit, die uns erschreckte. Ganz laut, als müsse die ganze Welt es hören, schrie er plötzlich auf:

«Ich kann es doch nicht singen! Wenn einer keinen Vater und keine Mutter hat, überhaupt niemanden, wo er daheim ist, dann ist das - - »

Er lief davon. Wir hörten noch, daß er heulte.

Da standen wir und waren erschüttert. Zugleich schämten wir uns. Ein so armer, verschupfter Bub war unter uns, der nie Eltern gehabt hatte wie wir, der nirgends daheim war! Und wir hatten ihn mit dummen Fragen bedrängt. Wir taten ihm weh mit unserer Neugierde!

Still gingen wir heim.

Es wunderte uns, als wir um ein Uhr wieder in's Schulzimmer kamen, was der Lehrer machen werde. Wir fürchteten, er werde uns das Lied von den guten Eltern singen lassen.

Aber an diesem Tage blieb es ungesungen und nie mehr, so lange Jakob zur Schule ging, erwähnte es der Lehrer. Da auch ich im Frühling an eine andere Schule kam, weiß ich nicht, ob man das Lied in meinem Dorfe je wieder sang.

Vielleicht nicht, denn es gibt immer wieder Kinder, die es nicht singen könnten.

Die Handweberei

Jahrzehnte war am Kurzenberg im Appenzellerland die Industrie für Beuteltuch, als Heimarbeit bekannt. Es klopfen in den Kellern drin der Weber und Weberin und woben noch von Hand.

Die Seidenweber schafften am Handwebstuhl im «Chär» von morgens früh bis abends flog s'Schifflein hin
und her.

Die Weber mußten stampfen, die Schwächeren sogar krampfen
bei Zetteln doppelschwer.

Das Weben war willkommen, gar manchem der Zuhaus viel lieber wollte klopfen, als in die Welt hinaus. So blieben Appenzeller, halt immer mehr im Keller in ihrem Vaterhaus.

Die schollentreuen Weber, die hielten sich im Stall nebst Federvieh auch Kühe, wohl in beschränkter Zahl. Das Leben zu bestreiten, war dann in Krisenzeiten — weniger fatal.

Es klopfen «Side pom pom», so ihrer zwei und drei den Dreschertakt im Keller im Dienst der Weberei, ob in die Nacht hinein, im eigenen Heim stand jedem frei.

Das weben feiner Fäden, zu Stoff, war manchmal schwer, denn mit der guten Seide, kam auch die schlechte her. Das konnte dann den Weber, samt seinem Arbeitgeber — erzürnen sehr.

Am besten für das Weben, war milde, feuchte Luft, kein Föhnchen durfte gehen, bis in die Kellergruft. Es störten gar das Weben auch einmal «gelbe Räben» — mit ihrem Duft.

War die Seide, schlechte, gab's Ärger jedenfalls, dazu noch schlaflose Nächte und einen «langen Hals», da hieß es allenthalben, gut schlichten und ansalben — mit «Katzenschmalz».

Und wurde ausgewoben, dann mußte jederzeit das Werk den Meister loben, in der Ferggerei, und dann wurde unbeschwert, beim heimgehen —
eingekehrt,
— zur Freud.

Und heute ist das weben am Handwebstuhl im «Chär» gefährdet — ja am sterben, erholt sich gar nicht mehr, durch die Technik überholt, von den Webern ungewollt, — die Keller menschenleer.

Ueli